

Vortrag im Stadtmuseum - Altes Schloss am 11. April 2022

Michael Debus „Der Tod als Quelle des Menschseins“

Liebe Anwesende,

wir hatten uns hier an den letzten Abenden mit den menschlichen Qualitäten im Zusammenhang mit den Zeitphänomenen beschäftigt.

Da ging es um Werte und die Tugenden, um Glück und soziale Kontakte, miteinander reden, Ethik, menschliches Lernen und Künstliche Intelligenz.

All das war in diesen letzten Wochen schon anwesend und heute ist unser Thema zu einem wesentlichen Teil beschäftigt mit dem Menschsein an sich.

Wenn wir von der Quelle des Menschseins reden, müssen wir ja wissen, von was wir reden.

Also, die Grundfrage ist: Was ist eigentlich ein Mensch?

Und da ist die allererste Frage: Ist er überhaupt ein besonderes Wesen oder ist er einfach in der Reihe der Tiere ein Wesen, das eben eine besonders hohe Entwicklung hat?

Gibt es also eine prinzipielle Qualifikation, die uns sagen lässt: „das ist menschlich“?

Oder ist der Mensch einfach ein hoch entwickeltes Tier?

Da haben wir es mit dem Entwicklungsgedanken zu tun und man wird sagen: Die Natur entwickelt sich - und ganz zum Schluss erscheint der Mensch als die höchste Entwicklungsform.

Was ist eigentlich Entwicklung?

Der Entwicklungsgedanke ist noch gar nicht sehr alt, früher hat man den eigentlich nicht gedacht, auch nicht denken können.

In der Bibel gibt es kein einziges Beispiel für eine ‚Entwicklung‘, weil es den Begriff gar nicht gibt. Das Wort gibt es in etwa, das bedeutet aber, wie im Deutschen, ‚auswickeln‘. Auch wir, wenn wir sagen ‚auswickeln‘, meinen noch nicht ‚entwickeln‘.

Das Wort ist schon da, aber der Gedanke – was ist eigentlich Entwicklung – erscheint erst seit ungefähr dem 18. Jahrhundert.

Das ist die Zeit der großen Dichter und Denker. Ich will einmal drei nennen – Lessing, Goethe und Hegel –, bei denen der Entwicklungsgedanke in besonderer Weise deutlich geworden ist. Damit war dann auch der Gedanke verbunden, dass durch Entwicklung etwas Neues entsteht und wie wir das erkennen.

Ich treffe also einen Menschen nach vielen Jahren wieder und sage nach einiger Zeit: „Meine Güte, hast du dich verändert“.

Ein anderer sagt in einer scheinbar ähnlichen Situation: „Meine Güte, du hast dich aber entwickelt!“ Ist das das Gleiche?

Heißt entwickeln einfach, sich verändern? Umgekehrt: Heißt verändern zugleich, sich entwickeln?

Was unterscheidet eine Entwicklung von einer bloßen Veränderung?

Was ist das Zusätzliche, wenn ich sage ‚Entwicklung‘ und Entwicklung mehr ist als eine bloße Veränderung? Was ist da ‚mehr‘?

Wir haben mehr Fähigkeiten!

Liegt darin das Entscheidende? Bedeutet die Zunahme von Fähigkeiten tatsächlich ‚Entwicklung‘? Ganz neue Fragen entstehen!

In diesem Sinne ist der Entwicklungsgedanke im 18. Jahrhundert sozusagen ‚angekommen‘, ich muss sagen: in der Menschheit – natürlich zunächst in Europa, aber dann hat sich das ausgebreitet.

Was ist eigentlich Entwicklung?

Zu den schon genannten drei Menschen (Lessing, Goethe, Hegel) gibt es im 18./19. Jahrhundert noch viele weitere, die mit dem Entwicklungsgedanken lebten und arbeiteten, wie etwa Schiller, Hölderlin, Schelling, Mörike, Schwab, Uhland.

Alle Genannten, bis auf Lessing und Goethe, waren Schwaben. Das kennen wir ja von den letzten Reihen der MAHLE-STIFTUNG, die sich auf die „Dichter und Denker“ in diesem Land bezogen – der entscheidende Impuls im deutschen Idealismus kommt ja tatsächlich aus dem Denken.

Dann ist allerdings ein Problem aufgetreten. Es gab einen Menschen, der war genau gleich alt wie Goethe, auch 1749 geboren, also ‚Geburtstagszwillig‘. Pierre Laplace war Franzose und ist der Namensgeber für einen Begriff, der vielleicht ein wenig übertreibt, aber als Begriff trotzdem in der Philosophie verankert ist: Der *Laplacesche Dämon*.

Damit meint man nicht den Laplace, sondern eine Weltanschauung, die er entwickelt hat. Er war ein universell gebildeter Naturwissenschaftler und hat dann ein Werk geschrieben¹, in dem sich entsprechende Sätze finden mit folgendem Inhalt:

Wenn ein unendlich intelligentes Wesen existieren und alle Zustände dieser Welt kennen würde, dann wüsste man ja, warum die Welt jetzt so ist, wie sie ist.

Es gibt doch für alles einen Grund, nicht wahr? Sie wissen auch, warum Sie hier sitzen. Oder sitzen Sie zufällig und grundlos hier, einfach nur hierher getorkelt?

¹ Vorwort des „*Essai philosophique sur les probabilités*“, 1814

Jeder weiß doch, warum er hier ist! Aha! Und wann hast du den Entschluss gefasst, zu kommen und warum?

Es gibt nichts, was Sie nicht mit der Frage ‚warum‘ fortsetzen können! Warum – warum – warum – warum... Wann hört dieses Weiterfragen auf? Nie!

Alles, was Gegenwart ist, ist verursacht durch etwas, was vorher war, und das, was vorher war, ist verursacht durch etwas, was vorher war. Und alles, was Gegenwart ist, ist Ursache für etwas, was später sein wird.

Das hat Folgen, dass Sie heute hier sind – passen Sie auf!

Und das, was danach kommt, ist wieder Ursache für etwas noch Zukünftigeres. Die ganze Welt ist bestimmt durch ‚Ursache und Wirkung‘ - oder gibt es irgendetwas, das Sie kennen und das keine Ursache hat?

Und die Ursache kommt zeitlich immer zuerst, dann kommt die Wirkung.

Laplace hat eigentlich nichts anderes als das gedacht, und dann sagte er: Ja, ein so intelligentes Wesen, das alle Zustände der Welt kennen würde, das gibt es natürlich nicht. Wir kennen vieles nicht – und dann geschehen Dinge, wo wir sagen, das ist ja ein Wunder! Aber das Wunder erleben wir nur deshalb, weil wir es nicht als Wirkung von bestimmten Ursachen erkennen. Dann sagen wir, das ist einfach so gekommen.

Wenn wir genau sind, werden wir die Ursachen erforschen und dann gibt es keine Wunder mehr, die uns überraschen. Wir wissen, warum die Welt, wie sie jetzt ist, so ist, wie sie ist. Also wir müssen - jetzt zitiere ich – „...den gegenwärtigen Zustand des Universums als Folge eines früheren Zustands ansehen und als Ursache eines späteren Zustands, der danach kommt. Eine Intelligenz, die in einem gegebenen Augenblick alle Kräfte kennt, mit denen die Welt begabt ist und die gegenwärtige Lage der Gebilde, die sie zusammensetzen, und die überdies intelligent genug wäre, diese Kenntnisse der Analyse zu unterwerfen, würde [alles] begreifen. Nichts wäre für sie ungewiss, Zukunft und Vergangenheit lägen klar vor ihren Augen.“

Ich könnte jetzt zurückgehen und sagen, wie vor 2000 Jahren die allerersten Ursachen sichtbar waren, dafür, dass Sie heute hier sitzen.

Das kommt Ihnen vielleicht merkwürdig vor, weil man selten 2000 Jahre zurückdenkt, aber alles hat seine Ursache, hat seine Ursache, hat seine Ursache - da kommt man irgendwann in der Zeit vor 2000 Jahren an.

Dieses intelligente Wesen, was alles kennt, was überhaupt nicht mehr überrascht ist, es weiß alles, was war und weswegen es heute so ist. Und es weiß, wie in 3000 Jahren die Welt aussehen wird. Dieses Wesen nannte man den *Laplaceschen Dämon*.

Den gibt es praktisch nicht, jedenfalls hat ihn noch niemand entdeckt. Aber theoretisch kann es ihn geben. Wenn man alles weiß, weiß man alles!

In einem Gespräch mit Napoleon, der etwas von Laplace gelesen hatte, fragte der ihn: „Ja, ich habe das gelesen, aber ich vermisste da das Wort Gott! Kommt er gar nicht vor?“ Laplace: „Verehrter Herr, diese Hypothese brauchte ich nicht“. Das war 1796 – diese Hypothese brauchte er nicht!

Ist Gott eine Hypothese? Ja, das ist jetzt geklärt. Wir kennen die ganze Welt, wie sie sich aus sich selber darstellt – ohne diese Hypothese.

Wir wundern uns nicht, dass die heutige Theologie den Entwicklungsgedanken nicht aufnehmen kann, denn Gott entwickelt sich nicht. Wenn er sich entwickeln würde, wohin würde er sich entwickeln? Klar – zum Besseren, oder?

Wenn er sich zum Besseren entwickelt, dann war es vorher schlechter? Das kann nicht sein, Gott ist vollkommen. Also der vollkommene Gott wird sich auf keinen Fall entwickeln, das passt überhaupt nicht: Die Schöpfung ist entweder von Gott geschaffen oder sie hat sich entwickelt, nach eigenen Gesetzen, die mit dem lieben Gott nichts zu tun haben.

Der Entwicklungsgedanke trägt theologisch also gar nichts bei zum Verständnis der Welt. In der Theologie wird Entwicklung ausgeschaltet. In der Naturwissenschaft kann der Entwicklungsgedanke Anwendung finden aus praktischen Gründen, aber nicht aus wirklich philosophischen Gründen.

Der Ursprung des Entwicklungsgedanken war aber die Philosophie im 18./19. Jahrhundert. Damals suchten die „Dichter und Denker“ nach den Zusammenhängen der Welt. Denken heißt immer, Zusammenhänge finden und deshalb ‚verstehen‘. „Ach, so hängt das zusammen – jetzt verstehe ich!“

So ist der Entwicklungsgedanke entstanden, die „Dichter und Denker“ haben etwas Bestimmtes gesehen.

Dann aber kommt – ziemlich als Erster – Laplace und mit ihm der ‚Dämon‘. Und genau dieses Denken geht dann in die Naturwissenschaft ein und prägt den heutigen naturwissenschaftlichen Entwicklungsgedanken: Alles, was in der Welt geschieht an Entwicklung, also auch die Entwicklung der Naturreiche, Pflanzen und Tiere, hängt damit zusammen, dass es Gesetze gibt.

Darwin zum Beispiel schließt daran an und sieht ein solches Gesetz in der Mutation: Bei jedem Lebewesen können aus sich selbst heraus Änderungen auftreten, die auch das Erbgut betreffen. Also, es verändert sich etwas – Mutation. Was geschieht dann mit den veränderten Lebewesen?

Da verändert sich ein Fuchs und dort nicht. Welche Füchse haben wir heute?

Die Veränderten oder die Gebliebenen? Das hat sich im Kampf der verschiedenen Füchse entschieden. Wer frisst am meisten und wer kann den größeren Lebensraum für sich in Anspruch nehmen?

Das nennt Darwin ‚Selektion‘ - es wird die Auswahl getroffen. Und das Mittel heißt ‚Kampf ums Dasein‘. Da ist Fuchs A und Fuchs B und dann zeigt sich, welches der Überlebens-tüchtigere ist. Der Stärkere bekommt dann entsprechend Nachkommen und der Schwächere stirbt langsam aus.

Und wir verstehen uns als intelligente Wesen, wo unsere Vorfahren den Kampf ums Dasein gewonnen haben und die anderen, weniger Intelligenten, die es einmal gegeben hat, gibt es gar nicht mehr.

Mutation und Selektion ist das Wesen der Entwicklung, im Sinne von Darwin als Kampf ums Dasein. Und indem der Stärkere gewinnt, geht es nach ‚oben‘.

So etwas brutal, wie ich das jetzt sage, wird es natürlich nicht überall gesagt, aber im Prinzip ist das genau die Art, wie Entwicklung heute in der normalen Naturwissenschaft erklärt wird. Es ist dann Vieles komplizierter geworden, auch in der Physik, aber im Prinzip ist das die Richtung.

Und da entsteht jetzt die Frage: Wie verhält sich Ethik zur Intelligenz, zum intelligenten Verhalten? Was ist intelligent – auch im Sinne von künstlicher Intelligenz?

Wenn ein bestimmtes Ziel erreicht werden soll, gibt es ein Verhalten, das dafür nützlich ist oder eben schädlich. Das darfst du machen, damit du dahin kommst, das bitte nicht.

Das kann aber auch ein anderer schon wissen, weshalb viele Menschen vorausberechenbar sind. Wenn man weiß, wo sie hinwollen, kann man sich jetzt schon sagen, was sie vermutlich machen werden. Das nennt man dann einen Algorithmus.

Der intelligente Mensch handelt dann nach einem Algorithmus, der auch von einer Maschine verarbeitet werden kann. So lässt sich genau vorausberechnen, was Sie morgen Abend machen werden.

Wird Ethik dann ein Gegenstand von Algorithmen? Was heißt ethisch im Sinne eines Algorithmus? Ja, irgendetwas will man durch ethisches Verhalten auch erreichen, dann ist aber Ethik einfach nur eine Verhaltensform, keine eigene Qualität mehr.

Sie sehen, es ist gar nicht leicht zu beschreiben, was eigentlich der Mensch ist.

In diesem Sinne schauen wir noch einmal – aber ganz neu – zurück in das Goethe-Zeitalter, zur Quelle des Entwicklungsgedankens.

Und da gibt es das großartige Beispiel des Faust-Dramas, an dem Goethe sein ganzes Leben gearbeitet hat. Dieses Faust-Drama beginnt mit dem Prolog im Himmel, einer Unterhaltung zwischen dem lieben Gott und dem Teufel, der ein glasklares Urteil über den Menschen hat, mit dem er Gott konfrontiert:

„Ja, das mit der Schöpfung hast du so einigermaßen hingekriegt, aber das mit dem Menschen ist ganz danebengegangen.“

Würden Sie dem Teufel widersprechen?

Wir wissen doch, die Füchse sind gut, die Vögel sind eigentlich gut, auch die Eidechsen – letztlich alle Tiere, wenn man sie sich selbst überlässt. So ist die Natur gesund, völlig gesund, die Welt lebt!

Und dann kommt der Mensch und ruiniert die Welt.

„Das hast du ganz schlecht gemacht“, sagt der Teufel – doch wohl nicht zu Unrecht? Eigentlich möchte man jetzt nicht in der Haut des lieben Gottes stecken. Was soll er darauf antworten?

Und dann spitzt der Teufel seinen Vorwurf sogar noch zu:

„Ein wenig besser würd' er leben, hättest du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben; er nennt's Vernunft...“

Ach so!

Das ist es, was den Menschen vom Tier unterscheidet, die Vernunft, die göttliche Vernunft, das Himmelslicht, er kann denken!

Und dann kommt dennoch die endgültige Desillusionierung, indem der Teufel fortfährt:

„... und braucht's allein, nur tierischer als jedes Tier zu sein.“

Das ist ein hartes Urteil, das Gegenteil von dem, wie wir normalerweise urteilen würden:

Die Vernunft ist es doch, die den Menschen über das Tier erhebt!

Und dennoch lebt das Tier ohne Vernunft, wenn es nur seinen Trieben folgt, „vernünftiger“ als der Mensch.

Obwohl Tiere in die Natur eingreifen, sich auch gegenseitig töten und fressen, bleibt die Natur gesund, weil die Triebe mit der Natur harmonieren. So würde auch der Mensch – ohne Vernunft und nur seinen Trieben folgend – in Harmonie mit der Natur leben.

Wenn aber Vernunft und Triebe zusammenwirken, entsteht eine neue Wirklichkeit.

Jetzt denkt der Mensch darüber nach: Wie gehe ich mit meinen Trieben um? Was sagt mir die Vernunft?

Da entsteht ein völlig neues Element: Soll ich meinen Trieben folgen? Soll ich sie unterdrücken? Soll ich sie verwandeln – in welcher Richtung? Und eine unter Einsatz der Vernunft ganz neue Möglichkeit der Triebbefriedigung ist eben auch die „raffinierte“ Befriedigung der Triebe. Da wird die ursprüngliche Harmonie zwischen den Trieben und der Natur aufgehoben und es kommt zu einer „un-natürlichen“ Triebbefriedigung. Jetzt erhebt die Vernunft den Menschen nicht mehr ‚über‘ das Tier, sondern lässt ihn, wie der Teufel Gott ja schon vorgeworfen hat, „nur tierischer als jedes Tier“ erscheinen.

Hat der Teufel nicht recht? Wie wird Gott nun antworten? Wird er den Menschen – sein Schöpfungswerk – verteidigen? Oder muss er dem Teufel nun recht geben? Beides, die Antwort ist überwältigend einfach: „Es irrt der Mensch, solang` er strebt..“

Ja, du hast recht, es ist schlimm, wie er irrt; aber was du nicht siehst: Er strebt!

Was ist ‚Streben‘?

Das ist ein Wort, dem Goethe in der deutschen Sprache erst seinen Platz geschaffen hat. Das gab es zwar vorher schon, aber seit Goethe gehört Streben zum allgemeinen Wortschatz. Im Faust kommt es 35-mal vor in vielen Variationen, wie ‚nach unten‘ oder ‚nach oben‘ streben, ‚niederstreben‘ usw.

Was bedeutet ‚streben‘? Das ist das Wort, das Goethe benutzt, wenn er sagen will ‚sich entwickeln‘. Das genau ist Entwicklung: sich bewegen und verändern, aber nicht nur ‚verändern‘, sondern sich im Verändern zugleich ‚vorwärts-bewegen‘.

Und was heißt ‚vorwärts‘?

Da beginnt das Geheimnis des sich ‚vorwärts‘ entwickelnden Menschen!

Dann gibt es noch einen zweiten Satz von Goethe, der nicht im Faust, sondern an anderer Stelle steht: „Das Tier wird durch seine Organe belehrt; der Mensch belehrt die seinigen und beherrscht sie.“²

² Goethe: Maximen und Reflexionen

Das ist die klassische und wohl treffendste Unterscheidung zwischen Tier und Mensch, die man sich vielleicht vorstellen kann: Das Tier wird durch seine Organe belehrt! Selbstverständlich!

Also, wenn ein Löwe in der Savanne Midlife-Crisis hat, was macht er dann? Er sitzt impulslos da und fragt sich: Warum gibt es eigentlich Löwen? Völlig sinnlos! Die Welt wäre ohne Löwen viel besser. Warum sitze ich hier rum?

Eben typische Midlife-Crisis, das kennen Sie ja alle oder werden es noch kennenlernen.

Und dann – der Blick auf die Tatze! Tatze – das ist es! Und dann weiter: Da ist ja ein Zebra! Jetzt weiß er, was er tun muss – das Zebra wird, dank der Tatze, gefressen. Er ist Löwe, er muss nur gucken was er hat, Tatze!

Wenn der Mensch Midlife-Crisis hat... da brauche ich nicht sagen, wie das ist. Ach, die Hand! Gar nichts erfährt er von der Hand! Die hat keine Ahnung, was sie machen soll. Es ist der Mensch, der entscheiden muss, was sie machen soll.

Die Hand ist keine Tatze, sie sagt mir nicht: Mache das! Im Gegenteil, sie ist eine Fragende: Was soll ich machen? Und meine Krise ist dann, wenn ich nicht antworten kann...

„Das Tier wird durch seine Organe belehrt, der Mensch belehrt die seinigen und beherrscht sie.“

Ich muss, gegenteilig zum Tier, meine Organe ‚belehren‘, so Goethes genial-konzentrierte Charakterisierung des Menschen gegenüber dem Tier.

Ich habe alle tierischen Organe, die das Tier auch hat, aber das Lehrverhältnis ist umgekehrt. Das Tier folgt seinen Trieben, bekommt durch seine Organe die Orientierung.

Die Organe des Menschen, und vor allem die Hände, sind absolut offen in Bezug auf das, was sie tun sollen.

Deswegen gibt es im Deutschen das schöne Wort ‚Handeln‘. Das gibt es im Englischen nicht: *Acting* ist nicht Handeln und *handling* bedeutet etwas anderes als *Handeln*.

‚Handeln‘ heißt, dass ich mir sage, was die Hand tun soll; das sagt mir nicht der Organismus. Und warum haben wir diese schöne Hand, warum hat die der Löwe nicht?

Weil der Mensch aufrecht steht. Jetzt hat er zwei überflüssige Organe. Wofür die Tiere vier brauchen, brauchen wir nur zwei.

So haben wir zwei ‚Hände‘ übrig, mit denen wir handeln können. Die sind nicht mehr streng an die Natur gebunden, sondern – im Sinne von Goethe – darauf wartend, belehrt zu werden.

Da kommt anfänglich eine erste Ahnung zum Vorschein, was ‚Freiheit‘ bedeutet: *Freiheit von der Natur* und nicht mehr der Natur folgen müssen.

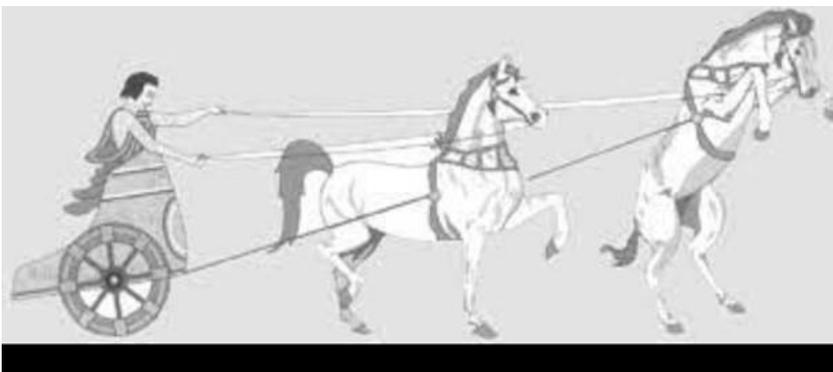
Das wurde eigentlich erst in der Antike eine Wirklichkeit. Da sind die Menschen dafür aufgewacht. Und das wunderbarste Bild dafür ist der sogenannte ‚Wagenlenker‘. Das ist eine Gestalt, die steht ganz aufrecht auf einem zweirädrigen Wagen und hat die Zügel in der Hand. Und dann sind da die eingespannten Pferde. Wohin die Pferde gehen, bestimmen aber nicht die Pferde, sondern der Wagenlenker – ein Urbild für das „Ich“.

Ich bestimme, wohin die Pferde gehen – ich ‚belehre meine Organe‘.

Die Pferde haben Instinkte und Triebe. Das spielt keine Rolle. Was der Wagenlenker befiehlt, was „Ich“ will, das ist maßgeblich – der Mensch kann seine Organe belehren.

Damit wird zugleich deutlich, dass Askese eigentlich nur begrenzt sinnvoll ist. Askese heißt immer: Töte die ‚Pferde‘. Pferde sind doch schlimme Naturwesen.

In Richard Wagner’s Musikdrama ‚Parsifal‘ kommt das vor, dass einer sich selbst körperlich verstümmelt, um seine Triebe auf diese Weise zu überwinden. Er hat sie aber nicht überwunden, er hat sie nur wegoperiert, weshalb die Gralsritter ihn nicht anerkennen.



Es zählt nur ‚überwinden‘, ‚beherrschen‘, wie es das Bild vom Wagenlenker zum Ausdruck bringt, der da ein, zwei, drei, vier Pferde hat, die den Wagen bewegen, und zugleich die Zügel in der Hand, um den Weg, den die Pferde nehmen sollen, zu bestimmen – das Bild für den Menschen schlechthin.

Abgebildet ist hier der Wagenlenker von Delphi (rechtes Bild) aus dem 5. Jahrhundert, den man erst Anfang des letzten Jahrhunderts gefunden hat, leider nur das Fragment. Aber die Gestalt ist einmalig in ihrer Aufrechte!

Alle Tiere leben auf ihre Weise im Prinzip in der Waagrechten, auch die Pferde. Und dann steht da der Wagenlenker, aufrecht und die Hände frei.

Mit diesen freien Händen hat er ‚die Zügel in der Hand‘ - als ‚Mensch‘!

Dann haben wir hier noch ein anderes Bild (linkes Bild), nicht von dieser Eindrücklichkeit wie der Wagenlenker von Delphi, dafür aber wird ohne Fragment-Einschränkung das ganze Motiv konkret anschaulich: der Wagenlenker, die Pferde, die Zügel.

So sehen wir jetzt: Die Erkenntnis des freien Menschen, der sich vom Tier unterscheidet, hat schon in der Antike ihren Keim und findet ihre volle Ausgestaltung im 18. Jahrhundert durch Persönlichkeiten wie Goethe und andere.

Was unterscheidet den Menschen vom Tier? Das Tier wird durch seine Organe belehrt, der Mensch aber muss selbst seine Organe *belehren*. Das haben wir als den genialen Satz für alle *Entwicklung*. Denn da, wo es den Lehrer gibt, gibt es auch einen Schüler. Und das, was zwischen Lehrer und Schüler geschieht, nennt man *lernen*. Und Lernender ist man als *strebender* Mensch.

Was ist Streben? Lernen. Was ist Lernen? Sich entwickeln.

Was ist, sich entwickeln? Mensch sein!

Soweit also das 18. Jahrhundert! Dann kommt Laplace und die Frage nach dem Menschen geht in die Richtung, die wir schon besprochen haben.

Nun stellt sich aber die Frage: Gibt es in der heutigen ganz normalen Naturwissenschaft auch die Möglichkeit für ein Menschenbild, das dort anschließt, wohin das 18. Jahrhundert schon gekommen war, und wo der Mensch eine ganz eigene Identität hat und nicht einfach die eines höher entwickelten Tieres?

Einen ersten Ansatz finden wir schon bei unbefangener Beobachtung. Wenn beispielsweise ein Kalb geboren wird, sind von Anfang an alle Fähigkeiten schon da, wenn auch vielleicht noch nicht ganz zum Vorschein gekommen. Aber es kann im Prinzip ziemlich bald aufstehen, es kann die entsprechenden (Kalb-) Geräusche von sich geben und das tun, was zu seinem Leben notwendig ist. Das gilt im Prinzip für alle Tiere.

Es ist durchaus falsch, wenn wir den Kindern etwa sagen: „Jetzt kommt diese Jahreszeit, jetzt lernen die Vögel fliegen.“ Die Vögel ‚lernen‘ nicht fliegen, die können das von Anfang an! Es kommt nur auf die entsprechende Herausforderung an, dass sie fliegen!

Ein Tier wird im Prinzip mit allen Fähigkeiten, die es braucht, geboren - mit der Geburt ist zugleich das ‚fertige‘ Tier angekommen.

Das ist beim Menschen nicht so! Wir haben alle einen menschlichen Kehlkopf. Und wenn der Kehlkopf, den wir durch Geburt mitbringen, dafür verantwortlich wäre, wie wir sprechen, dann gäbe es nur eine Sprache auf der Erde.

Aber warum spricht der eine durch seinen mitgebrachten Kehlkopf Chinesisch, der andere Spanisch, der dritte Türkisch? Es gibt keine entsprechenden Sprach-Gene, der Kehlkopf legt keine bestimmte Sprache fest.

Also hat der Mensch in der Sprache schon etwas, wo man sagen muss: Das hängt offensichtlich nicht an den Genen. In Bezug auf die Sprache ist er kein reines ‚Naturwesen‘ mehr, sondern anfänglich schon zum ‚Eigenwesen‘ geprägt - nach der Geburt, durch Menschen. Was er durch andere Menschen aufgenommen hatte, musste er dabei selbst erlernen. Die Sprache ist keine Gabe der Natur - das ist nur ein Beispiel unter vielen anderen!

Auch die aufrechte Haltung ist etwas, was der Mensch nicht durch Geburt mitbringt. Ohne Vorbilder stehen Kinder nicht auf. Den aufrechten Gang können sie erst dann erlernen. Was sind das für Qualitäten des Menschseins, die nicht schon durch die Geburt mitgebracht werden?

Die dritte Qualität des Menschseins, die erst nach der Geburt entsteht, ist das Denken. Das Gehirn allein löst noch keine Denkipulse aus. Es ist, wie der Kehlkopf, zunächst nur Instrument, noch nicht der Pianist, der das Instrument zum Klingen bringt.

Also Gehen, Sprechen, Denken bedürfen der entsprechenden Körperorgane - Beine, Kehlkopf, Gehirn. Die Körperorgane aber sind nur Instrument. Woher kommt der ‚Künstler‘, der diese Instrumente erklingen lässt?

Es sind ganz wesentliche Dinge, die den Menschen erst wirklich zum Menschen machen, aber nicht schon leiblich veranlagt sind. Das heißt, unser eigentliches Menschsein ist nicht nur eine Wirklichkeit der Natur, sondern muss nach der Geburt erst allmählich errungen werden - wir können auch sagen: „erlernt“.

Wir sind jetzt von der Frage ausgegangen, ob es in der heutigen Naturwissenschaft auch Ansätze für ein Menschenbild gibt, das dort anschließt, wohin das 18. Jahrhundert schon gekommen war.

Als Beispiel für diese Art, sich anzunähern, gibt es den sehr bekannten Zoologen Adolf Portmann, Professor für Zoologie an der Universität Basel, der im letzten Jahrhundert gelebt hat (1897 – 1982) und sehr interessante Gedanken ausgesprochen hat, besonders in Verbindung mit der Wissenschaftsrichtung „Philosophische Anthropologie“.

Er sprach zum Beispiel davon, dass alle Menschen - auch wir - viel zu früh geboren sind. Eigentlich müsste die Schwangerschaft des Menschen nach seinen Untersuchungen 16 Monate dauern - und die Allermeisten von uns sind nach neun Monaten schon auf die Welt gekommen, das heißt, viel zu früh!

Genaugenommen müsste man sogar noch ein bisschen ausdehnen, und er spricht deswegen sogar von einem „Extrauterinen Frühjahr“.

Das bedeutet: Im letzten Jahr der ‚Schwangerschaft‘ befinden wir uns schon außerhalb des Uterus – eben, weil wir schon geboren sind!

Eigentlich sind wir aber ein Jahr zu früh geboren, weshalb wir - im Unterschied zu den Säugetieren – wichtige Grundfähigkeiten (wie Gehen, Sprechen, Denken) erst nach der Geburt „erlernen“.

Das heißt, der Mensch ist noch gar nicht fertig, wenn er geboren wird.

Ohne das vollständige Wirken der Natur bleibt der Mensch unfertig und andere Kräfte müssen das Werden des Menschen abrunden.

Warum ist das Wirken der Natur unvollständig? Portmann begründet das genau: Weil wir aufrecht gehen. Dadurch haben wir alle eine sogenannte Engstellung des Beckens. Und weil dieses Aufrechtgänger-Becken so eng ist, darf das Kind, das geboren werden soll, nicht beliebig groß sein.

So darf eine Schwangerschaft nicht länger als neun Monate dauern, dann muss das Kind geboren werden, auch wenn das Gehirn noch nicht reif ist. Das Gehirn müsste viel reifer sein, aber dann ist das Kind zu groß.

So wird es zur Frühgeburt und muss dann eben auf der Erde vieles nachholen. Wir alle sind geboren ‚so spät als möglich‘ und ‚so früh als nötig‘, um dann als ‚extrauterines Frühjahr‘ unser Leben zu beginnen.

Ich will jetzt nicht weiter auf Einzelheiten eingehen. Aber dieser Forschungsansatz des Naturwissenschaftlers Adolf Portmann hat noch weitere Aspekte, die dann auch in die sogenannte philosophische Anthropologie eingingen.

Philosophische Anthropologie hat als Forschungsgrundlage die Frage: Was ist der Mensch eigentlich?

Er ist auf jeden Fall anders als die Tiere; das haben wir schon bewegt. Und so können wir – jetzt vielleicht etwas vereinfacht – sagen: Was zum Menschen hinzukommt und was die Tiere nicht haben, ist Gehen, Sprechen, Denken.

Der Löwe ‚spricht‘ nicht, wenn er brüllt. Und alle Löwen auf der ganzen Welt haben die gleiche – in Anführungszeichen – „Sprache“. Also, er ‚spricht‘ nicht – und von ‚Denken‘ ist schon gar nicht die Rede. Er hat Instinkte.

Der Mensch aber entwickelt im Kindesalter Gehen, Sprechen, Denken. Das beginnt mit der aufrechten Haltung, dann kommt das Sprechen und schließlich das Denken.

Und dann sagen Kinder normalerweise (aber in verschiedenen Weltgegenden auch etwas unterschiedlich) nach etwa drei Jahren zum ersten Mal ‚Ich‘.

Vor diesem Ich-Moment gibt es aber eine Übergangsphase der Verneinung. Meistens kommt diese ‚Trotzphase‘ im zweiten, dritten Lebensjahr.

Durch dieses ‚Nein‘ wird offensichtlich das Ich-Sagen als erstes, noch ganz keimhaftes Freiheitsgefühl angeregt. Meistens vergeht dann noch ein Jahr bis zum vierten Lebensjahr, wenn das Kind dann auch zum ersten Mal ‚Du‘ sagt.

Das ist eine eindrucksvolle Erfahrung, zum ersten Mal mit Du angesprochen zu werden.

Die soziale Entwicklung des Menschen zeigt sich in dieser Form schon im Kindesalter durch den Prozess von Nein → Ich → Du, der zugleich schon eine erste Freiheitsregung ist. Zuvor werden schon die drei Qualitäten Gehen, Sprechen, Denken entfaltet, als Grundlage aller Freiheit.

Es ist ganz deutlich: der Mensch ist zwar auch ein Naturwesen, aber eben nicht nur: Die genannten Qualitäten sind keine Gabe der Natur.

Wenn wir dafür wieder ein Bild suchen, dann kommen wir wieder zum Wagenlenker. Das ist jetzt aber ein etwas anderer Wagenlenker, der aus der heutigen Naturwissenschaft anschaulich gemacht werden möchte.

Damit kommen wir nun zum dritten und letzten Abschnitt des Abends mit der eigentlichen Frage: Was ist der Mensch?

Wir haben schon ‚Entwicklung‘ als Motiv des Menschseins erkannt. Jetzt würden wir das Menschsein weiter beschreiben: Durch den Menschen kommt Neues in die Welt, Neues in die Natur.

Aber zunächst müssen wir auch sagen, dass Neues vom Menschen nur da kommen kann, wo der Mensch frei ist. Viele Menschen, sogar die meisten, sind jedoch mehr oder weniger unfrei an die Natur gebunden. Denen geht es schlecht, wenn es dem Bauch schlecht geht und gut, wenn es dem Bauch gut geht. Da sind die Quellen von Freud und Leid noch stark an die Natur gebunden.

Doch im Prinzip ist der Mensch nicht an die Natur gefesselt. Er kann immer unabhängiger von der Natur werden und kann schließlich sogar gegen seine Natur gewisse Entscheidungen treffen, weil er sie für richtig hält.

Und da stellt sich die Frage: Wie kommt man eigentlich zur inneren Freiheit?

Und nur das, was aus der Freiheit kommt, ist wirklich neu. Alles andere hat ja seine Ursache, sein „weil“: Das machst du, weil... Wenn ich wirklich frei bin, warum mache ich das dann?

Es gibt oft Kinder, die immer wieder ihre Eltern hartnäckig fragen: „Warum“ machen wir das? Dann erklärt der Vater ganz genau, aus welchem Grund! Da geht das Fragen weiter: Ja, und warum ist das so wichtig? Deshalb, weil...

So geht es noch eine Zeit weiter, bis der Vater einfach kurz und eindeutig antwortet: „Weil ich es gesagt habe!“ Jetzt ist das Kind zufrieden. Das ist der eigentliche Grund: Ich hab’s gesagt. Das ist die Klärung! Jetzt kommt vom Kind keine weitere Frage.

Das „Ich“ entscheidet frei und bedarf keiner äußeren Begründung oder Rechtfertigung: „weil...“ Ja, deswegen!

Und da kommt eben ein Faktum für das Wesen, das aus der Natur langsam aufwacht. Wie ist mein Verhältnis zur Vergangenheit? Die Vergangenheit hat viele Schichten.

Es gibt eine leibliche Vergangenheit, es gibt eine Evolutionsvergangenheit, es gibt die biografische Vergangenheit - und fast immer ist die Vergangenheit sehr maßgebend - um nicht zu sagen, unfrei machend.

Das ‚Weil‘, das aus der Vergangenheit kommt, hat eine große Dominanz. Das weiß jeder, der mit Krisen zu tun hat.

Menschen mit traumatischen Erlebnissen tragen oft ihr Leben lang das mit, können das nicht einfach loslassen.

Aber auch bestimmte charakterliche Eigenschaften, die befriedigt werden wollen, die aber aus der Vergangenheit kommen, die ich mitbringe, die ich habe, können sehr stark bestimmen, weil ich das und das sein möchte, weil ich Anerkennung haben möchte, weil ich... und so weiter.

Das ist alles Vergangenheit, sieht aus wie Zukunft, ist es aber nicht. Sodass wir immer in der Situation sind, dass wir etwas mit uns tragen, was eigentlich Vergangenheit ist, was gar nicht Ich ist. Um wirklich Ich zu sagen, muss ich mich von der Vergangenheit befreien!

Nicht, dass ich sie nicht liebe, nicht, dass ich sie wegwerfe, aber befreien!

Ich trage das in mir, ich mache mir das bewusst - und jetzt kommt etwas, was sehr merkwürdig ist. Je schneller wir loslassen, einfach einmal loslassen. Jetzt hast du jahrelang ein bestimmtes Ziel verfolgt, immer hat es nicht geklappt, du kannst noch zehn Jahre so weitermachen, nun lass doch mal los, schau doch mal, wie das Leben aussieht, was das Leben dir für Fragen stellt. Halte nicht immer nur fest: Ich *muss* das machen!

Los-lassen hat viele Seiten. Was alles man los-lassen kann! Und wenn ich etwas loslasse - das weiß jeder, der das macht - dann habe ich das, was ich bisher gehabt habe, nicht mehr. Und dann fehlt mir was, dann werde ich ärmer. Was soll ich jetzt machen?

Das kann man negativ erleben: Ja, ich habe etwas verloren, einen Verlust erlitten. Und statt ‚einen Verlust erleiden‘ kann ich auch sagen, ich habe mich von etwas befreit.

Davon hängt nun viel ab, ob ich sage: „Ich habe etwas verloren.“ oder „Ich habe mich von etwas befreit.“

Da gibt es auch kein strenges Entweder-Oder. Alles in diese Richtung Gehende hat beide Seiten, nicht aber die Frage: Auf welcher Seite stehe Ich?

Loslassen ist notwendig, damit ich frei werde. Es ist völlig klar: solange ich nicht loslassen kann, bin ich auch nicht frei!

Und wir leiden dann ganz besonders, wenn wir nicht selber entschieden haben, loszulassen, sondern wenn das Leben uns das aufnötigt. Dann sagen wir nicht, ich habe losgelassen, dann sagen wir: Ich habe etwas verloren.

Das ist dann ein Verlust und kann wieder ganz traumatisch wirken.

Schließlich wäre noch die Frage, ob es möglich ist, einen Verlust langsam umzuwandeln in etwas, das ich allmählich mehr und mehr freiwillig loslassen kann. Es ist ein Verlust, kein Zweifel, aber Ich lasse dennoch los, ohne deshalb die Vergangenheit unwichtig zu finden.

Noch in den fünfziger Jahren konnte man am Stuttgarter Hauptbahnhof bestimmte Erlebnisse auf Bahnsteig 8 haben. Von dort fuhren die Züge nach Bremerhaven zum „Amerika-Bahnhof“. Dorthin fuhren die Leute, die dann in Bremerhaven umstiegen auf ein Schiff, das in einwöchiger Reise sie nach Amerika brachte.

Das heißt, Gleis 8 war sozusagen schon der Amerika Bahnhof. Da konnte man studieren, wie die Leute Abschied nehmen. Das war immer eine ähnliche Geste: Jetzt kommt der große Abschied von dem, der jetzt sehr weit nach Amerika fährt – nicht schnell mit dem Flugzeug, sondern auf einer langen Schiffsreise sehr weit weg. Was macht man zum Abschied mit welcher Geste? Man umarmt sich fest und lange – aber nicht, um festzuhalten, sondern im Gegenteil, um loszulassen! Das heißt, sich mit der Vergangenheit wirklich zu verbinden, sie zu bejahen, selbst wenn sie kompliziert ist, um sie dann vielleicht umso besser loslassen zu können.

Jetzt entsteht eine neue Frage. Wenn mir alles weggenommen wird, was mir wichtig ist und was mich trägt, habe ich womöglich einen übergroßen Verlust erlitten als ein biografisches ‚Todeserlebnis‘. Gibt es dann immer noch den Weg nach vorne?

Wenn man versucht, diesen Weg zu gehen, auch das, was einem von außen weggenommen wird, zu bejahen und umarmen wie auf ‚Gleis 8‘, um es dann loszulassen, ohne resigniert wegzulaufen, kann man sich der Erfahrung annähern, dass ‚Loslassen‘ nicht grundsätzlich bedeuten muss: ‚Verlieren‘!

Gibt es dann tatsächlich auch ein ‚Loslassen ohne Verlust‘? JA!

Sie ahnen, jetzt sind wir längst nicht mehr in der Natur, sondern in einem Bereich des Menschseins, auf das wir schon geschaut haben und das darüber hinausreicht, was allein aus der Natur kommt. In diesem Bereich des Menschseins können wir ganz ungewöhnlich davon sprechen, dass der Tod etwas geben kann: Freiheit! Damit ist nicht ‚Beliebigkeit‘ gemeint, das muss man genau unterscheiden.

Aber welche ‚Freiheit‘ ist es dann, die der Tod geben kann?

Freiheit, die sich auf ‚sinnvolles‘ Loslassen gründet. Die Leute, die nach Amerika gefahren sind, konnten sich dort ganz anders entwickeln als wenn sie hiergeblieben wären. Und die Menschen, die dann hier losgelassen haben, führen womöglich auch ein anderes, vielleicht sogar ein ‚neues‘ Leben. Wo es das ‚Ja‘ zum Loslassen gibt, wird Neues möglich.

Wir könnten sogar fragen: Wie sollte es überhaupt Neues geben, wenn es kein Loslassen gibt? Da ahnen wir, dass es auch ein Erleben des Todes geben kann, das anders ist als in der Natur und wie ein Tür-Öffner sein kann für Neues – und dass Todeserlebnisse auch eine große Chance sein können für Impulse, welche der Biografie neue Inhalte und eine neue Richtung geben können.

Dieses Thema hat Goethe in seinem Faust-Drama auch bewegt anhand des Verhältnisses zwischen Faust und Mephisto, dem Teufel. In einer Situation großer Verzweiflung hat Mephisto sich Faust angedient, zu helfen. Faust war völlig verzweifelt. Er hat alles studiert, er war klüger als alle die „Laffen“, wie er sagt, „Doktoren, Magister, Schreiber und Pfaffen“. Aber das ‚Eigentliche‘ weiß er immer noch nicht. „Dafür ist mir auch alle Freud entrissen, bild mir nicht ein, was Rechts zu wissen. Es möcht kein Hund so länger leben...“. Er möchte wissen, „was die Welt im Innersten zusammenhält“.

Das ist der Moment, wo der Teufel kommt und anbietet, ihm zu helfen und schließlich einen Vertrag mit ihm macht:

Mephisto: „Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden, auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn. Wenn wir uns drüben wiederfinden, so sollst du mir das gleiche tun.“

Faust: „Das Drüben kann mich wenig kümmern; schlägst du erst diese Welt zu Trümmern, die andre mag darnach entstehn. Aus dieser Erde quillen meine Freuden und diese Sonne scheinete meinen Leiden; kann ich mich erst von ihnen scheiden, dann mag, was will und kann, geschehn.“

Faust war kein Atheist. Aber das „Drüben“ ist jetzt nicht sein Thema, sondern er möchte wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Auf „dieser Erde“ sucht er die Antwort. Der Teufel hilft ihm – natürlich in der Erwartung, ihn dadurch einzufangen. Faust lernt auf diesem von Mephisto geführten Weg „diese Erde“ gründlich kennen und gewinnt dabei zugleich Schritt für Schritt eine ganz neue Souveränität, auch Mephisto gegenüber.

Schließlich kommt der Moment, wo ihre Wege sich zu trennen beginnen, was Mephisto unter allen Umständen verhindern möchte.

Faust gibt dem Mephisto einen Auftrag, den dieser zum ersten Mal selbst nicht erfüllen kann und dadurch Faust etwas schuldig bleibt. Er kann nur noch dadurch helfen, dass er den Weg zeigt, auf dem Faust selbst diesen Auftrag ergreifen kann.

Seine Schilderungen dieses Weges sind aber so, dass das auf Faust unbedingt abschreckend wirken muss: „Hast du Begriff von Öd' und Einsamkeit? Und hättest du den Ozean durchschwommen, das Grenzenlose dort geschaut...“ –

ich weiß nicht, wie Sie sich das vorstellen, wenn Sie im Atlantik zwischen Frankreich und Amerika ganz alleine schwimmen, ohne Land zu sehen. Ob Sie sich da wohl einsam fühlen würden? – Davon redet Mephisto.

„Und hättest du den Ozean durchschwommen, das Grenzenlose dort geschaut, so sähst du dort doch Well' auf Welle kommen, selbst wenn es dir vorm Untergange graut. Du sähst doch etwas, sähst wohl in der Grüne gestillter Meere streichende Delphine; sähst Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne. Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne, den Schritt nicht hören, den du tust, nichts Festes finden, wo du ruhst.“

Würden Sie den Weg gehen? Mephisto kann ihn nicht gehen. Er kann nur sagen, wie es geht und was auf einen zukommt. Aber für Mephisto ist Nichts eben „nichts“.

Was ist eine leere Garage? – Klar, das Ende eines Vermögens. Da waren vorher wertvolle Dinge drin, jetzt ist nichts mehr drin. Eine leere Garage zeigt das Nichts, das Ende eines Vermögens.

Andere sagen es aber umgekehrt: Eine leere Garage ist der Anfang eines Vermögens, denn wer heute seine Geschäfte macht, von den Start-ups bis zu den Umsatzriesen, hat sehr oft mit einer leeren Garage angefangen.

Ist Nichts nun das Ende von etwas oder der Anfang? Für den Teufel ist Nichts immer das Ende. Nichts ist nichts. „Nichts wirst du sehen in ewig leerer Ferne“ droht Mephisto... da hat Faust die Kraft, den Weg zu gehen, den Mephisto zwar beschreiben, aber nicht selbst gehen kann.

Faust: „Nur immer zu! Wir wollen es ergründen, in deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.“ Und jetzt hat zum ersten Mal der Teufel Respekt vor den Menschen:

„Ich rühme dich, eh du dich von mir trennst und sehe wohl, dass du den Teufel kennst“.

Fast alle kennen ihn nicht, weil er in tausend Verkleidungen kommt, auch in Wohltätigkeitsverkleidungen, auch in Bescheidenheitsverkleidungen u.a.

Goethe hat das genial geschildert: Das Nichts – das absolute Todeserlebnis – ist die Zukunft. Ohne dieses Erlebnis gibt es nichts Neues.

Der Mensch ist berufen, Neues in diese Welt zu bringen, im Unterschied zu den Tieren, die alle vergangenheitsorientiert sind im Sinne der Evolution.

Aber Zukunft gibt es nur, wenn es vorher das Nichts gibt. Etwas muss zu Ende gehen, damit etwas Neues entsteht.

„Zu Ende gehen“ heißt in diesem Zusammenhang aber *nicht*: „unwichtig werden“.

Also, die Umarmung auf Gleis 8 ist ganz wichtig. Die Vergangenheit aber darf deshalb nicht unwichtig werden.

Doch es kann nun ein neuer Schritt gemacht werden. Das ist im umfassenden Sinn das Todeserlebnis.

Soweit zum biografischen Todeserlebnis. Wir können jetzt vielleicht etwas inhaltvoller sagen, dass der Tod die Quelle des Menschseins ist im biografischen Prozess.

Doch jetzt wagen wir noch einen letzten Schritt: Wie ist das mit dem Sterben am Ende des Lebens?

Da möchte ich mich nun zum Abschluss auf Lessing³ beziehen, welcher der Erste war, der den Entwicklungsgedanken formuliert hat in der deutschen Sprache, der Allererste.

Die Zusammenfassung dieser Entdeckung, was ist Entwicklung, war ein schmales Büchlein, das 1780 erschien – ein Jahr vor seinem Tod – das den ungewöhnlichen Titel trägt: „Die Erziehung des Menschengeschlechts“. Dem ungewöhnlichen Titel entspricht auch ein ungewöhnlicher Inhalt.

Was manche Leute Geschichte nennen, nennt er Erziehung. Das heißt, er sieht einen roten Faden. Den kennt die heutige Naturwissenschaft nicht.

Entwicklung im Sinne von Darwin geschieht durch Mutation und Selektion im Kampf ums Dasein. Und bei dem, was dabei herauskommt, kann man nicht von einem roten Faden sprechen. Da hat sich eben die eine Säugetier-Art durchgesetzt und dann eine andere Art – das geht letztlich mechanisch nach den Gesetzen der Kausalität.

Bei Lessing aber geht es um den roten Faden in der Geschichte. So spricht er von der „Erziehung“ des Menschengeschlechts.

Das ist ein kleines Büchlein, dessen Text in hundert Paragraphen aufgeteilt ist. Da kommt er auf ganz bestimmte Gedanken. Zum ersten Mal benutzt er das Wort Entwicklung in einem neuen Sinn.

³ Gotthold Ephraim Lessing, 1729-1781

Er hat es früher auch im alten Sinn benutzt. Da hat er über Theater geschrieben mit seinen ‚Verwicklungen‘ und ‚Entwicklungen‘. Aber da ist Entwicklung noch etwas völlig anderes. ‚Verwicklung und Entwicklung‘ – das ist noch nicht, was wir heute unter Entwicklung mit ‚rotem Faden‘ verstehen.

Und dann kommt etwas ganz Neues. Sie werden überrascht sein.

Gegen Ende (Paragraph 93) spricht er über „die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt“, den roten Faden, die fortdauernde ‚Erziehung‘. Die „muss jeder einzelne Mensch, der eine früher, der andere später, erst durchlaufen haben“.

Im Weiteren äußert Lessing das Neue, das er in den letzten Paragraphen vorbringen will, zurückhaltend in Frageform.

- „In einem und eben demselben Leben durchlaufen haben? -- Das wohl nun nicht.“
- „Aber warum könnte jeder einzelne Mensch nicht auch mehr als einmal auf diese Welt gekommen sein?“
- „Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? Weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?“
- „Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, dass sich die Mühe, wiederzukommen, etwa nicht lohnt?“

Jetzt bin ich in der 9. Klasse und jetzt kommt schon der Tod, ich sterbe.

Aber ich will auch gerne wissen, was in der 11. Klasse dran ist.

Schade! Jetzt habe ich nur die 9. Klasse erlebt.

Lohnt es sich nicht, wiederzukommen, wenn die Erde tatsächlich eine Schule ist?

Als Frage bringt Lessing das ganz neue Menschenbild in Verbindung mit dem Entwicklungsgedanken und dem Gedanken der Wiederverkörperung zum Ausdruck. Lessing ist erhaben über allen Verdacht einer mystischen Einseitigkeit. Er war von Kopf bis zum Fuß Aufklärer, rational und nüchtern. So haben seine Äußerungen zu diesem Thema ein anderes Gewicht, als wenn Andere das schreiben.

Bei Goethe war diese Frage keine Frage mehr, sondern bereits Antwort. Das gilt überhaupt für die Zeit des deutschen Idealismus, wo dieses Thema in Verbindung mit dem Entwicklungsgedanken bewegt wurde, ohne irgendeinen Zusammenhang mit dem Buddhismus des Ostens.

Und jetzt bekommt auch der leibliche Tod einen ähnlichen Charakter, wie wir das schon bewegt haben in der Frage nach den biografischen Todeserlebnissen und wo wir gesagt haben, das kann Quelle von etwas Neuem werden, vom eigentlichen Menschsein.

Und in aller Vorsicht, das möchte ich jetzt nicht weiter ausführen, kann man sich dann vielleicht auch denken, dass mit diesem zuletzt bewegten Gedanken sogar der biologische, der leibliche Tod etwas von dieser Qualität haben kann, und wir am Ende unserer Betrachtung in aller Vorsicht einmal formulieren wollen:

Der Tod als Quelle des Menschseins.

Soviel für heute Abend!